

(Nachdruck verboten.)

Der Kasfl vom Hollerbräu.

17) Roman von R. von Seydlich.

Da schrie der Kasfl mit hinein sein Bravo und fühlte sich wieder einmal ganz eins mit der Welt und sich selber. Die Rede hob ihn über alle kleinen Sorgen des Tags, sie brachte ihn wieder ganz ins richtige Fahrwasser. Und er ging vergnügt an seine Arbeit heut und die nächsten Tage und dachte daran, den Herrn Professor einmal aufzusuchen. Denn der hatte ja etwas von Wissenschaft gesprochen, und Kasfl begann zu vermuten, daß das eigentliche Ausrechnen, Sinnen und Studieren gar am Ende die erste und oberste Quelle aller Brauweisheit sein möchte.

Es war ihm ganz recht, daß er sich mit Agathe ein wenig „zerkriegt“ hatte; er hatte jetzt andres zu denken. Etwas ernster dachte er zum erstenmal nach acht Tagen an das Mädel, als er um die Mittagszeit einmal ins Bräu-Stübchen hinaufging und dort den Haas traf. Der Haas war in bestem Sonntagstaat, mit Band und Ringen, und nahm reichlich von den Anwesenden Abschied. Er war sehr vornehm dabei und ignorierte beinahe den Kasfl. Als er endlich es nicht vermeiden konnte, auch an ihn heranzutreten, war er sichtlich verlegen und machte keinen Versuch, ihm die Hand zu geben, sondern sagte nur ein kurzes Lebewohl.

Dann ging er zur Thür, rief noch einmal: „V'hut Gott, Gesellschaft“ -- und verschwand. -- Kasfl setzte sich an den Tisch, stellte sein Essen und den Krug hin und sah verwundert um sich:

„Was hat's denn geb'n?“

Sie lachten alle, und Alois erzählte ihm die Wahr. Gestern hatte der Herr von Haas einen Brief bekommen, und war darauf fortgewesen. Als er zurückkam, hatte er mit Stolz erzählt, daß er eine große -- riesenmäßige! -- Erbschaft gemacht hatte. Und dann hatte er seine Verbindlichkeiten gegen den Hollerbräu sofort gelöst, -- „der Bräumeister war anderseits froh, daß er 'n los war, und mir a,“ -- und so hatte er jetzt seinen Abschied genommen.

„Hörte Zeit war's eh,“ brummte ein anderer, -- „sonst hätt' n mer 'n Schlapp'n geb'n.“ Da lachten wieder alle. „Verdient hätt' er's.“ -- Denn das Schlappengeben ist eine Art brauerischer Spießruten, wobei mit den Schlappschuhen auf den Rücken des Opfers der Abschiedsgruß geschrieben wird.

„So, so -- a Erbschaft hat er!“ murmelte Kasfl.

„Ja, und a seine Weinwirtschaft thut er aufmachen.“

„Was? -- Hier in München?“

„Na, -- i glaub in Nürnberg hat er g'sagt.“

Dabei schien's, als ob noch etwas Merkwürdiges un-erzählt geblieben sei. Aber es mochte es keiner sagen vor dem ahnungslosen Betroffenen.

Und er blieb noch einen ganzen Tag ahnungslos, der Kasfl. Erst am nächsten Tag, als er wieder im Bräu-Stübchen saß, kam ihm der Gedanke, den Wirt, der gerade hereintrat, einmal nach der Agathe zu fragen.

„Wo is s' denn alleweil, mer sieht's ja gar nimmer.“

Der gute Asam kratzte sich hinterm Ohr. Aber er resoli-vierte sich kurz, setzte sich -- entfernt genug für den ersten Schreck -- und sagte:

„Fort is s' halt. -- Ja, weißt denn gar nix derbo? -- Ha'ts denn Dir neama'd derzählt? -- Kennen mußt's halt do auf d' Pekt amal. Fort is s'.“

„Wo denn hi?“

„Mei -- weißt denn gar nix? -- Hast denn gar nix g'spannt?“

„Was soll i denn g'spann'n -- i arbeit' bis i' d' Nacht --“

„No ja. -- Weißt; -- mit'm Haas is s' fort. Heiraten thut er s'. -- Ja, ja, mei' Lieber, so san die Weibslent. -- Jetzt wird's in Würzburg oder wo a seine Frau Wirtin werd'n -- und -- --“

Der Asam hatte so fortgesprochen und zum Fenster hinaus-gesehen dabei. Jetzt hörte er, wie der Kasfl seinen Stuhl rückte, -- und sah auf. -- Und erschraf!

Kasfl stand kerzengrad aufgerichtet da, mit offenem Mund und geballten Fäusten, die Augen weit aufgeperft; und ein unheimliches bleiches Licht flackerte in den wasserhellen Augen. . .

„Ja, ja; glaub's, daß 's Dir leid is. So san die Weibslent! -- wie i sag; schad um a Mannsbild, was si' dra' hängt. -- Na, mir is 's ja eins. I krieg a Dukend andre; hab's gut g'meint mit dem Madl. -- Aber a so sanz alle. -- alle!“

Und Asam drehte sich fort und erhob sich, ging zur Thür und war seelensfroh, als er draußen war. Denn er hätte eher einem wütenden Stier auf eingezäuntem Weg begegnen mögen, als dem Kasfl jetzt Stand halten, unter vier Augen da im engen Stübchen.

Dazu hatte er noch nicht einmal ein ganz reines Gewissen; denn er hatte die Geschichte mit dem Haas kommen sehen und mit seiner Frau beobachtet, wie das Agathl gleich einer Motte um das glänzende Licht des eleganten Herrn Haas geflogen war -- zuerst widerwillig, dann immer mehr und mehr betäubt, zuletzt rettungslos verloren. Da war dann gestern die Erbschaft gekommen, und Haas hatte feierlich um Agathe angehalten; und da hatte er, Asam, mit seiner Frau darauf gedrungen, daß der glücklichen Braut vor dem Notar Gütergemeinschaft mit ihrem Ehegemahl ausbedungen werden mußte. -- ein starkes Verlangen, dem Haas sich aber im Uebermaß des Glücks ohne Widerstreben gefügt hatte. Und bereits war alles abgemacht. Und nun hatte er, Asam, Agathe mit guten Ratichlägen gesüßert, und sie war eine willige Schülerin geworden. Wenn alles gut ging, mochten sie reiche Leute werden, wenn nicht, so sollte sie trachten, ihre Hälfte am Eigentum sich zu sichern. Leute wie das Agathl sind zwar sehr leichtsinnig in ihrem warmen Herzen, aber für Geld-vorteile haben sie daneben stets ein offenes Verständnis.

Und das ist ein Zug im Volksharakter, den nur der ver-dammten kann, der niemals das bittere Brot des Elends, der Armut, der niederen Knechtschaft gekostet hat.

Treue? Dem Kasfl, dem Schaz? -- Ja gewiß, so lange nichts Ernsteres winkt! Hier aber hatte Wohlstand und Ehe gewinkt. Den Wink mögen manche Mädchen einmal in ihrem Leben übersehen: Agathe, von Asam und dessen Frau überdies aufmerksam gemacht, überfah ihn nicht. -- Wer ihn überfieht, nennt man den nicht leichtsinnig, schuldig am eignen Unglück?

Agathe war nicht leichtsinnig gewesen; und wer will sie verdammten? Und wer gar es ihr verargen, daß sie diese plötzliche Entwicklung, die Umstände benutzend, vor Kasfl geheim gehalten?

Kurz -- sie war versorgt. Und darüber hinaus hatte das Ehepaar Asam keine Verpflichtungen. Warum hatte der Kasfl nicht aufgepaßt! Warum hatte es ihm niemand gesagt?

Er, Asam, konnte nichts dafür. Aber dennoch entwich er jetzt durch die enge, runde Treppe aus dem Bräu-Stübchen.

Dort stand jetzt geraume Zeit der arme Kasfl, still und steif, wortlos und empfindungslos. Es war, als hätte er einen Schlag vor die Stirn bekommen. Er starrte auf die kleine enge Bogenthür, durch die der Wirt gegangen, er hörte ihn die Stiege hinabgehen und über den Hof, dann war's still.

Am Fenster sang ein Kanarienvogel, auf dem Hof gingen ab und zu Schritte, ferne Stimmen hörte man durch's offene Fenster. Eine alte Wanduhr tickte leise hin und her. Vom Sudraum her dröhnte und zischte es dumpf. . . .

Kasfl erhob die Augen und sah sich blödd um, als frage er sich, ob er wache oder träume. Es sah alles aus wie alle Tage; der alte Ofen, daneben ein großes Plakat mit Kontroll-verfammlungs-Nachrichten. Dann an der andren Wand ein paar Kleider von Burschen, ein bunter Zettel: „Chicago, Lion-brewery“, -- Eßgeschirr und Krüge auf dem Tisch und ein kleines Münchener Blättchen mit Illustrationen. Und mitten zwischen Diele und Plafond gingen quer durch den Raum ein paar Eisenstangen, über deren Zweck Kasfl schon öfter nachgedacht hatte.

Das alles betrachtete er wie aus einer tiefen Ohnmacht erwachend, mechanisch um sich schauend. Und dann erst, nach und nach, wuchs ihm der Schmerz stechend und scharf -- und vergeblich versuchte er zu denken, das sei alles doch vielleicht

nicht wahr — das sei doch im Gottes Willen nicht möglich — nicht möglich — ganz und gar undenkbar —

Und dann wurde ihm heiß, so heiß, daß er heftig aufschreute. . . .

Dann hörte er ein Gurgeln und Stöhnen im Raum und merkte, daß er es selbst war, der so stöhnte.

Und dann brach's los. — — —

— Abends spät — er wußte kaum, ob er noch gearbeitet hatte, und die andern hatten Respekt vor seinem Zustand — traf er den Oheim im Hof; Ringelmann wußte natürlich alles, und er versuchte, dem armen Teufel ein paar gute Worte zu sagen. Aber Kaffl ging stumpf und müde und ungetröstet zu Bett und bis in der Finsternis, wie er ohne Schlaf dalag und um ihn her alles schnarchte, mit den Zähnen ins Kissen, um nicht laut zu schluchzen.

Und in den nächsten Tagen begegnete es ihm zum erstenmal, daß er untauglich zur Arbeit war, schwach und gedankenlos. Und er wurde wirklich krank, trotz all seiner Vätergesundheit, und kam in's Spital hinaus. Denn Naturen wie seine hängen mit solcher Urkraft an ihren Leidenschaften, daß sie daran eher zusammenbrechen als zerfaserte, oberflächliche Gemüter.

Als er genas, kam er, noch bleich und etwas schmaler geworden, in's Comptoir und trat zum Oheim.

„Ohm, i hab' Erlaubnis vom Herrn Ebelein, in d' Mälzerei 'nauß zu gehen. I werd Mälzer. — — Da herinnen — taug' i nimmer.“

IV.

Unter dem Giesinger Berg, außerhalb der hoch in der Luft schwebenden Eisenbahn, laufen einige Bäche zwischen den kleinen hölzernen Häuschen und treiben allerlei Räder und Turbinen, waschen auch den Mächenern, Auern und Giesingern die Bäche und spülen den Ueberfluß an Farbe von neugefärbten Kleidern mit sich fort. In all diesen Bächen rauscht Hartwasser, hellgrün glükert's unter den hineinhängenden Büschen, wenn's einmal im Himmel gar kein Regenwasser mehr geben will — was aber nicht oft vorkommt, — und gelbgrau brauft es, randvoll und hitzig daher, wenn die Alpen wieder gründlich gepuht und gewaschen werden. Dazwischen liegen noch ein paar Reste von Wiesen, auf denen Kinder, Gänse und Ziegen sich tummeln; überall ist der Boden im Detailverkauf ausgeschlachtet, wenige Quadratmeter groß sind die Anwesen, eng die Bäume, niedrig die Dächer, winzig die Fenster, die noch mit Blumen ganz verstellt sind, und die Zimmer so fabelhaft klein, daß der Bewohner, wenn er sich umdrehen will, erst vor die Thür treten muß. Und solche Spielzeughäuschen sind auch noch oft in zwei bis vier Anteile getrennt, deren jeder seinen Eigentümer hat; das nennt man dann eine Herberge.

Dazwischen ragen einzelne neue, große Häuser, Wirtshäuser, Fabriken und Werkstätten, deren Schloten dicken Qualm zur Höhe senden, auf der hinter dem kleinen ländlichen Kirchlein damals der schlante gotische Neubau Lotterie- und ausichtsberühmt emporstieg.

Dort unten stand das breite Gebäude, das zum Sollerbräu gehörte und dessen Mälzerei barg. In schönen, flachen, weiten Hallen, halb unter der Erde, dämmerig und kühl gehalten, keimte in Ruhe die Fülle der Gerste; und oben an einem Ende stieg man zur Darre empor, über der ein breiter Dunschlauch aufragte.

Dazwischen barg das Haus noch die nötigen andren Räume zum Bewahren und Reinigen der Frucht, wie zum Aufstapeln der fertigen Malzvorrate. Still und verstockt lag das Gebäude, rings von Bächen umgeben, über die nur zwei Brücken führten, inmitten der kleinwinkligen Arbeiterstadt. Und ein stilles, besonnenes, aber fleißiges Völkchen bewohnte das Haus, — der Obermälzer mit seinen Mälzern und Darrburschen. Ankunft neuer Ernten, die der Ebelein gekauft, und das Wegschaffen von Malz, das die Brauerei brauchte, waren die größten, ja beinahe die einzigen Ereignisse dort draußen; sonst ging's in ewiger fleißiger, stiller Arbeit fort, einen Tag wie alle Tage, ob der Sommer draußen in Feld und Garten blühte, ob der Schneesturm über die halbvereisten Bäche raste.

Von allen der stillste Bursch in der kleinen Gemeinde war der Hegebart-Kaffl. Es waren Jahre geschwunden, seit er unter den Giesinger Berg verzogen, und die lange Zeit hindurch war er still und ernst geblieben wie zu Anfang. Es hatte ihn keiner der Kollegen einmal lustig durch die Hallen pfeifen gehört, oder abends beim Sternwirt ein Lied singen. Und Streit fing er nie an; er sprach wenig und trank kaum das Nötige.

Zu Anfang hatten sie sich verwundert darob, denn von der Brauerei her war er als lustiger Gesell bekannt. Im ersten Sommer gar, da war er gar nicht zum haben gewesen. In freien Stunden hatte er hinterm Gebäude am zerfallenen Zaun gesessen, hinter dem das rasche Hartwasser vorbeirauschte, und hatte stundenlang in die Flut gestarrt, so daß die Kollegen meinten: „Paß auf, der springt amal nei. Der spint!“ — Aber er war stets pünktlich wieder bei der Arbeit erschienen, und niemand war sorgfältiger am Weichstock oder auf der Tenne als er.

Der Obermälzer schätzte ihn nach Gebühr. „Der is wie Gold,“ sagte er zum Ebelein oder zum Buchhalter, welcher letzterer manchmal hinauskam, den Nessen heimzusuchen. — „Wenn i amal ausschnauf' — na behalts nur 'n Kaffl an meiner Stell'. Na seit sie nit heraußen,“ versicherte dann der Obermälzer. Das oft wiederholte Wort war dem alten Ebelein ein Trost und für den Oheim eine stille Freude.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vor Gericht.

Von Anton Tschekoff.

(Schluß.)

Schließlich verhörte man den Arzt, der die Leichenschau vorgenommen hatte. Er erklärte dem Gericht alles, was ihm noch von seinem Bericht her im Gedächtnis war, und was er sich wohl auf dem Wege zur Verhandlung zurecht gelegt haben mochte. Einzelnd betrachtete der Präsident seinen neuen, glänzenden schwarzen Rock, seine elegante Strawatte, seine sich bewegenden Lippen, und unwillkürlich drängte sich ihm die Frage auf: „Jeder Mensch trägt doch heute einen kurzen Paletot, warum trägt er einen langen? Warum ich einen kurzen und er einen langen?“

Hinter dem Präsidenten ließ sich ein leises Stiefelknarren vernehmen. Es war der Staatsanwalt, der sich ein Papier vom Tisch geholt hatte.

„Michael Madimirovitch,“ flüsterte der Staatsanwalt dem Präsidenten ins Ohr, „dieser Korejsch hat die Untersuchung sehr schlecht geleitet. Man hat den Bruder nicht verhöört, hat den Starosten nicht befragt und aus der Beschreibung der Isba läßt sich nichts entnehmen. . . .“

„Was thun, was thun?“ seufzte der Präsident, sich auf seinen Stuhl sitzend, „er ist eben eine Ruine; dagegen läßt sich nichts machen!“

„Uebrigens,“ fuhr der Staatsanwalt im Flüstertone fort, haben Sie im Publikum auf der ersten Bank die dritte Person rechts bemerkt? Ein Schauspielergesicht. Er ist einer der reichsten Leute aus der Gegend und hat ungefähr 500 000 Rubel in einigen Gütern.“

„Was Sie sagen; das hätte ich ihm nicht angesehen. Also, mein Lieber, wollen wir die Sache vertagen?“

„Ja, aber erst, wenn die Beweisaufnahme geschlossen ist.“

„Wie es Ihnen beliebt. . . So!“ sagte der Präsident, seine Augen auf den Arzt richtend, „Sie meinen, der Tod sei Augenblicklich eingetreten?“

„Jawohl, in Folge einer starken Schädelsverletzung.“

Als der Arzt ausgesprochen, fragte der Präsident, indem er seine Blicke zwischen dem Staatsanwalt und dem Verteidiger hin und her schweifen ließ:

„Sie haben keine Frage zu stellen?“

Der Staatsanwalt schüttelte, ohne die Augen von dem „Kain“ zu erheben, verneinend den Kopf; der Verteidiger aber geriet plötzlich in Aufregung, hüftelte und fragte: „Herr Doktor, kann man nach dem Umfang der Wunde den Geisteszustand des Angeklagten beurteilen. Mit andren Worten, läßt die Ausdehnung der Wunde die Annahme zu, daß der Angeschuldigte einer krankhaften Eingebung gehorcht hat?“

Der Präsident richtete seine schläfrigen und gleichgültigen Augen auf den Verteidiger. Der Staatsanwalt unterbrach seine Lektüre und betrachtete den Präsidenten. Doch sie warfen sich mir einen Blick zu und ihr Gesicht drückte absolut nichts aus; weder Lächeln, noch Verwunderung, noch Bestürzung war darin zu lesen.

„Mein Gott,“ versetzte der Arzt, „wenn man die Festigkeit berücksichtigt, mit der der Mörder den Schlag geführt hat. Schließlich . . . ich muß Sie um Verzeihung bitten, aber ich habe Ihre Frage nicht recht verstanden.“

Der Verteidiger erhielt keine Antwort, empfand aber auch gar nicht die Notwendigkeit derselben. Es war ihm klar, daß die Frage nur unter der Einwirkung der Ruhe, der Langeweile und des summenden Ventilators in seinem Geiste aufgetaucht und seinen Lippen entschlüpft war.

Nach der Entlassung des Arztes beschäftigte sich der Gerichtshof mit der Prüfung der Beweismittel. Zunächst nahm man einen Rock vor, auf dessen Ärmel man einen braunen Blutstreck unterschied. Karlamoff gab dafür folgende Erklärung ab:

„Drei Tage vor dem Tode meiner alten Lebensgefährtin hat Pentoff sein Pferd zur Ader gelassen. . . Ich war dabei, natürlich habe ich ihm geholfen und . . . mir dabei meinen Rock schmutzig gemacht.“

„Aber Pentoff hat doch eben ausgesagt, er erinnert sich nicht, daß Sie ihm bei dem Ueberlaß geholfen haben.“

„Ich weiß nichts weiter.“

„Sagen Sie sich!“

Man nahm die Art vor, mit der die alte Frau ermordet worden war.

„Das ist nicht meine Art,“ erklärte der Angeklagte.

„Wem gehört sie denn?“

„Ich weiß es nicht, ich hatte keine Art.“

Ein Bauer kam ohne Art nicht einen einzigen Tag auskommen. Ihr Nachbar Iwan Timofejew hat Ihnen beim Ausbessern eines Schlittens geholfen, und erklärt, es wäre die Ihrige.“

„Was weiß ich? Ich schwör's bei Gott!“ (Karlamoff hielt die Hand hoch und spreizte die Finger aus.) „Ich erinnere mich nicht mehr an die Zeit, als ich eine Art besaß; ich habe wohl eine bei mir gehabt, doch sie war kleiner, und mein Sohn Prochor hat sie verloren. Zwei Jahre, bevor er Soldat wurde, ist er Holz hauen gegangen, hat sich mit Kindern herumgetrieben und sie verloren.“

„Es ist gut, setzen Sie sich!“

Dieses systematische Mißtrauen, diese Weigerung, ihn zu hören, kränkten und verletzten Karlamoff offenbar.

Er blinzelte mit den Augen, und rote Flecke erschienen auf seinen Wangen.

„Ich schwöre es vor Gott,“ fuhr er fort, indem er seinen Hals ausstreckte, „wenn Sie es nicht glauben, fragen Sie doch meinen Sohn Prochor!“

Er wandte sich lebhaft nach dem Soldaten um.

„Prochor, wo ist die Art?“ fragte er plötzlich in scharfem Tone, „wo ist sie?“

Es war ein Augenblick fürchterlicher Angst. Alle wichen zurück oder wandten sich ab, um nicht zu sehen. In allen Gemütern bis auf eins tauchte blyhartig derselbe schreckliche Gedanke auf, es hätte ein verhängnisvolles Zusammentreffen stattgefunden, und niemand wagte es mehr, dem Soldaten ins Gesicht zu blicken. Man wollte an diese Möglichkeit nicht glauben und hatte schlecht gehört.

„Angeklagter, es ist nicht gestattet, mit dem Aufseher zu sprechen,“ sagte der Präsident hastig.

Niemand hatte die Physiognomie des Soldaten gesehen und der Ausdruck der Furcht verschwand plötzlich aus den Gesichtern, als hätte eine Mase sie unsichtbar gemacht. Der Gerichtsdiener verließ geräuschlos seinen Platz und ging auf den Fußspigen, mit dem Arme schlenkernd, aus dem Saale. Einige Sekunden später vernahm man Schritte und dumpfes Geräusch, als wenn die Wache abgelöst würde.

Alle erhoben den Kopf, bemühten sich in die Luft zu sehen, als wäre nichts passiert, und setzten die Prüfung der Sache fort. —

Kleines Feuilleton.

ok. Gebetmühle und Lebensrad in einem tibetanischen Kloster. Zwei eigenartige Gegenstände des buddhistischen Kultus schildert R. Zutterer in seinem soeben erschienenen Bände „Durch Asien“. Er hat sie auf der mit Dr. Holderer zusammen im Sommer 1886 unternommenen Reise durch die centralen Teile Asiens in dem Kloster Schin-je im nordöstlichen Tibet beobachtet. In diesem Kloster befanden sich zahlreiche kleinere Gebäude mit Gebetmühlen und farbig gemalten Heiligenbildern auf Schiefertafeln oder Steinplatten, die mit ihren breiten Glorienscheinen und in der ganzen Farbgebung lebhaft an die Darstellungen in kleinen Kapellen katholischer Länder, z. B. Tirols, erinnern. Die Gebetmühlen sind teils einfache, sehr abgenützte und schmutzige Leder- oder Holzrollen; zum Teil sind sie gänzlich bemalt und mit Schriftzeichen geschmückt. Von den ersteren besaß eine besonders große von 2,5 Meter Höhe und 1,5 Meter Durchmesser ein eignes kleines Häuschen. Zuweilen befinden sich an derselben Achse zwei Rollen über einander; an diesen scheint das Gebet besonders wirksam zu sein. In anderen Hallen sind eine ganze Anzahl Gebetrollen mit ihren jetzlichen Wägen neben einander aufgestellt. Beständig sieht man Langguten, Männer wie Frauen, an den Ketten der Gebetrollen entlang laufen und diese in drehende Bewegung setzen; dabei gehen sie stets so, daß sich das Gebäude zu ihrer Rechten befindet. In der Vorhalle eines größeren Tempels saßen dann die Reisenden Gemälde auf Leinwand, von denen eins ein sogenanntes Lebensrad darstellte. Es war ein etwa drei Meter hohes und zwei Meter breites Bild, das die Aufeinanderfolge und die Regionen der Wiedergeburt veranschaulichte. Das Rad ohne Anfang und ohne Ende ist das symbolische Zeichen der Unendlichkeit der buddhistischen Lehre, daß der Tod nur die Form verändert, das Leben aber kontinuierlich weiter dauert bis zum Untergang des Universums. Die Darstellung zeigt einen großen Kreis, der von einem Gözen mit Händen und Füßen umklammert wird. In der Mitte ist ein runder Raum ausgespart, der ein schwarzes Ungeheuer, am ehesten noch einem Schwein vergleichbar, einen papageienartigen Vogel und eine geringelte Schlange enthält; die Tiere folgen sich im Kreise und eins hält das andre am Schwanz gepackt, sie verfinstern die drei Versuchungen „Neugierde, Uebelwollen und Thorheit“, während das Monstrum, welches die Bildsäule umfaßt, die Schwerkraft des Klammeris am Leben symbolisiert. Der innere Raum des Kreises, auf dessen breitem, grünem Rande die Entwicklungsstadien des menschlichen Lebens in zwölf Figuren und Gruppen dargestellt sind, enthält sechs fast gleich große, durch Radien geteilte Felder,

von denen die oberliegenden den Himmel, die unterliegenden die Hölle in realistischen Darstellungen enthalten. Der Raum der Hölle ist in acht concentrische Ringe geteilt. Die dem Centrum des Rads am nächsten sitzende große Figur ist von andren Figuren umgeben, welche Gruppe das letzte Gericht bedeuten könnte. In den gegen die Peripherie folgenden Ringen sind die Qualen der Hölle dargestellt. Blaue und grüne Teufel strecken weiße Menschen auf Streckbänke; in andren Ringen sitzen die Opfer in Wannen mit siedender Flüssigkeit oder braten ganz nackt im Feuer; wieder andre sind mit dem Kopf nach unten ans Kreuz gebunden und werden von Teufeln mit Stangen gepeinigt. Die nach rechts folgende Region der gequälten Geister enthält auf braunem Grunde nackte Gestalten mit dicken Leibern, in springender und fliegender Pose; manche haben Schlangen als Brüste. Diese Attribute verfinstlichen wahrscheinlich die Qualen des Hungers und Durstes und die dem Essen folgenden Schmerzen, denen die gequälten Geister ausgelegt sind. Links von der Hölle folgt die Darstellung der Region der Tierwelt, die monströse Geschöpfe und drachenartige Tiere auf blauem Grunde zeigt; manche haben Flügel mit Krallen, sind meist rot und grün dargestellt und scheinen Feuer zu speien. Es finden sich auch hirsch- und lamellenartige Typen, aber keine Wassertiere. Daran schließt sich die Titanenwelt, Tempelchen mit Personen und auf hellgrünem Grunde lämpfende Reiter und Lanzenträger, die gegen den Himmel ankämpfen; ein Heerführer leitet die Schlacht. Die menschliche Welt zeigt rechts vom Himmel Darstellungen aus dem Leben der Menschen, Tempel und Fromme, die Gaben darbringen. Im Himmel treten besonders große Heiligthümer und Göttergestalten hervor. —

Theater.

Berliner Theater: Ueber unsre Kraft. II. — Nachdem Björnsons Dichtung bereits vor Jahren von der „Neuen Freien Volksbühne“ aufgeführt worden ist, nachdem dann in diesem Winter die „Freie Volksbühne“ uns die Dichtung bescherte, hat die Censur endlich ein Einsehen gehabt und die öffentliche Aufführung zugelassen. Sie wird sich jetzt hoffentlich überzeugen haben, wie unbegründet ihre Beschränkungen waren. Die einzigen „Hufestörungen“, die die Aufführung im Gefolge hatte, waren die lauten Beifalls-salven des ausverkauften Hauses.

Die eigentliche Macht und Tiefe der Dichtung ruht in den beiden ersten Akten, nicht etwa in den glänzenden Theater-scenen der Fabrikantenversammlung, um vom letzten Akt gar nicht erst zu reden. In den Arbeiter-scenen des ersten Aktes, vor allem in der gewaltigen Rede Bratts, findet man den großen dramatischen Stil, um den die Modernen sich mühen. Daran schließt sich dann — immer noch im ersten Akt — die Scene, in der mit psychologischer Tiefe die Entwicklung des jungen Elias Sang angedeutet ist. Der zweite Akt zieht vor allem seine Nahrung aus der Auseinandersetzung zwischen Elias und seiner Schwester. Kommt diese Scene nicht in all ihrer Poesie und Tiefe zum Ausdruck, entsteht nicht nur eine leere Stelle, sondern der dramatische Hauptreiz, das tief Gedachte der Dichtung, geht verloren. Die Gestalt Holgers ist, mit Elias und Bratt verglichen, minderwertig. Sie weckt mehr Erinnerungen an Nietzsche, als ihrem selbständigen Leben gut ist. Auch Homer schläft mitunter und auch Björnson schöpft mitunter aus seiner Lektüre, nicht aus dem Leben. Der letzte Akt ist ein Ausfluß der Milde des Dichters. Tragödien aber sind hart wie die Notwendigkeit und so wird der große Volksfreund Björnson hier dem Tragiker gefährlich. Björnson — der Raum hat zwei Bären in seinem Namen und er hat auch Bärenkraft. Zwischen den beiden Bären aber, sagte einmal ein dänischer Kritiker, leuchtet ein milder Stern. Nie habe ich diese Milde tiefer gespürt, als da ich dem Dichter gegenüber stand und er meine Hände in den seinen hielt. Wie warm vermögen diese alten Hände zu fassen! Wie lug und göttlich blißen die Augen hinter den Brillengläsern! Wie thöricht sind die Bilder, die uns immer nur den „Löwen“ zeigen und uns die warme Menschlichkeit und tiefe Herzengüte schuldig bleiben! Im tiefen Schacht der Güte ruht mancher leuchtende Edelstein, und manchen hat Björnson gehoben. Im letzten Akt einer Tragödie aber scheint nicht das milde Licht der Güte. Die harte Notwendigkeit herrscht und jeder Versuch sie zu mildern, verweicht den Konflikt.

In der Aufführung merkte man sehr, daß Lindau Intendant in Meinungen war. Etwas weniger Theaterlärm in den Arbeiter-scenen des ersten Aktes wäre der Rede Bratts sehr zu statten gekommen. Auch in der Fabrikanten-Versammlung hätte man diskreter sein können. Der Darsteller des Elias (Herr Siebert) spielte eine Auffassung, die nicht unverständlich und auch nicht wirkungslos war, die aber doch den Intentionen des Dichters nicht entsprach. Er erinnerte an die italienischen Anarchisten, die einen kranken Zug haben und gewaltthätig sind. Zwischen den italienischen Anarchisten aber und dem norwegischen Pastorssohn liegt eine ganze Welt. Er hätte einfacher, naiver, gläubiger sein müssen. Pittschau war als Holger weit besser, als ich je erwartet hätte. Etwas von der Reserve, die er zeigte, könnte er sich für seine schauspielerische Arbeit im allgemeinen aneignen. Wehrlich als Bratt war gut, auch Schläger als Pastor. Völlig unzulänglich war Fräulein Hofer in der Rolle der Mädel. Holm war im Fabrikantenakt natürlich und wirkungslos, wenn er auch nicht das spielte, was der Dichter geschaut hatte. Von den übrigen Fabrikantentypen ist leider nicht viel zu sagen. Daß die

Dichtung ihre Wirkung auf das Publikum nicht verfehlte, ist selbstverständlich. Hossentlich erweist sie sich im Berliner Theater ebenso zugkräftig wie das erste Mal. Und dann: werden wir nicht auch „Paul Lange und Lora Parsberg“ sehen, Herr Lindau? Der Appetit kommt bekanntlich beim Essen. — E. S.

Aus dem Tierleben.

— Ausgerottete Tiere. Der englische Zoologe Key Lankester rechnet in der „Nature“ dem neunzehnten Jahrhundert die Sünden nach, deren es sich durch Zulassung der völligen Vernichtung einer Reihe von Tierarten schuldig gemacht hat. Um die Mitte des Jahrhunderts ist der Riesen-All, jener nordische Lauchervogel mit verflümmerten Flügeln, dessen Eier heutzutage mit Hunderten von Mark bezahlt werden, von der Erdoberfläche verschwunden; auf der amerikanischen Seite des atlantischen Ozeans ist er seit 1840 nicht mehr vorhanden, während in Europa das letzte Paar im Jahre 1844 getötet wurde. Jüngeren Datums ist die Vernichtung des südafrikanischen Quagga. In der Kapkolonie verschwand es zwischen 1865 und 1870, und im Orangesubgebiet, seinem letzten Zufluchtsort, zwischen 1870 und 1873. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts lebte es zu Tausenden auf dem Grafs-Wald und bildete eine wichtige Nahrung der Hottentotten, die auf den Farmen von Graaf Reinet und andern Distrikten arbeiteten. Es giebt nur ein ausgestopftes Exemplar von diesem ausgestorbenen Tier; es befindet sich nebst dem Skelett im British Museum. Nachdem im achtzehnten Jahrhundert schon die Riesen-Schildkröte von Réunion ausgerottet worden war, sind zu Anfang des neunzehnten vier weitere Arten auf den benachbarten Mastarenen-Inseln erloschen. Es wird auch für wahrscheinlich gehalten, daß die dünnhäutige Schildkröte von Abingdon Island (Galapagos-Inseln) nicht mehr existiert. Von den Vögeln ist außer dem Alken besonders der schwarze Emu von der Känguru-Insel (Süd-Australien) während dieses Jahrhunderts ausgestorben. Als diese Insel 1803 von einer französischen Expedition erforscht wurde, waren die Emus dort massenhaft verbreitet. Zwanzig Jahre später hatte man sie alle ausgerottet. Nur zwei Skelette und ein ausgestopftes Exemplar sind (in Paris und Florenz) von diesem Vogel noch vorhanden. Vor der Mitte des Jahrhunderts scheint eine andre große Vogelart von der Welt Abschied genommen zu haben, der Pallasische Kormoran, der größte Vertreter seiner Gattung; er ist in seinem Wohngebiete, den Beringsinseln, zuletzt im Jahre 1839 gesehen worden. Außer einem Exemplar im British Museum sollen noch drei Vögel von ihm vorhanden sein. Eine ganze Reihe anderer Vogelarten aus verschiedenen Weltgegenden schließt sich noch diesem Zug des Todes an; unter ihnen die schöne „Pigeon hollandais“ von Mauritius (Alcotoroenas nitidissima), deren Gefieder die holländischen Farben zeigte, und der prächtige, schwarzgoldene Mamo oder Sichelgrabel (Dropanis pacifica) von Hawaii, dessen schöne gelbe Federn ihm den Untergang brachten, weil die einheimischen Hauptlinge sie für ihre Mäntel gebrauchten. Es irren sogar Zeugnisse vor, daß eine Anzahl von Vogelarten in Westindien vernichtet wurde, bevor sie den Ornithologen überhaupt bekannt geworden sind. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Myrte. Der Brauch, daß Bräute einen Myrtenkranz tragen, ist noch nicht so alt, als man glauben möchte. Im Jahre 1583 soll eine Tochter Jakob Zuggers zum erstenmal in Deutschland eine Myrte getragen haben. Allgemein ist die Sitte, einen Myrtenkranz zu tragen, erst seit Anfang 1800 geworden. Unsere Myrte (Myrtus communis) ist die einzige Art ihrer Familie in Europa. Von den zahlreichen Verwandten ist fast die Hälfte in Südamerika und eine annähernd ebenso große Zahl in Australien heimisch. Besonders wertvoll sind viele Myrtengewächse wegen ihres kostbaren, oft farbigen Holzes, das sehr fest ist und sich infolgedessen zu mancherlei Dingen verwerten läßt. Manche dieser Hölzer können nur im frischen Zustande bearbeitet werden, weil sie später eine solche Härte erlangen, daß gewöhnliche Werkzeuge daran abprallen.

Außer unserer Myrte sind einzelne Arten beliebte Zimmerpflanzen, die sich teils durch ihr glänzendes, schönes, immergrünes Laub auszeichnen, wie zum Beispiel die Engenien, teils auch ihrer prächtig gefärbten Blätter wegen kultiviert werden. Man kultiviert die Myrten im Zimmer bei 2 bis 6 Grad R. in warmen Räumen werden sie sehr langflüchtig und müssen dann stark zurückgeschnitten werden, was auch geüben muß, wenn sich Schildläuse eingefunden haben. Im Winter will die Myrte reichlich Luft haben und nur mäßig begossen sein. Der beste Aufenthaltsort ist im Winter ein Kalthaus, alsdann noch ein helles, frostfreies Zimmer; man kann sie im Winter in einem geheizten Zimmer recht gut durchbringen, muß aber dieses recht oft lüften und zu grelle Ofenwärme von ihr abzuhalten suchen. Im Sommer dagegen verlangt sie viel Wasser. Unregelmäßigkeit in der Bewässerung oder gar Ballentrockenheit verursacht das Abfallen der Blätter. Im Sommer kommt sie am besten ins Freie, an einen nicht von der Mittagssonne getroffenen Standort. Im April jeden Jahres muß die Myrte verpflanzt werden. Sie verlangt eine nahrhafte, humusreiche Erde, der man etwas lehmige Gartenerde beimischen kann. Die Vermehrung geschieht aus Stecklingen unter einer Glasglocke, Wasserglas usw. im Februar und März in Schalen mit sandiger Heide-Erde. Sind die Stecklinge genügend eingewurzelt,

so werden sie in Töpfe in eine sandige Lauberde gepflanzt und gelockert gehalten, bis die Wurzeln den Topfstrand erreichen. Dann pflanzt man sie in größere Töpfe mit der oben angegebenen Erdmischung. Man kann die Myrte in verschiedenen Formen erziehen, muß aber schon in der Jugend durch Schneiden und Entspitzen auf die einmal gewählte Form hinarbeiten. —

(„Nerthus“.)

Technisches.

— Bremse für elektrische Bahnen. Die Westinghouse Tram Company in London hat neuerdings Versuche mit einem magnetischen Bremsen System Newell gemacht, deren Konstruktion sehr interessant ist. Die Bremse wirkt, wie die „Techn. Rundschau“ mitteilt, durch magnetische Anziehung direkt an die Schienen, und demzufolge sind die Waden gradlinig. Dieselben werden durch die Pole eines Elektromagneten gebildet, welcher an dem Wagengestell selbst federnd aufgehängt ist, und zwar jederseits über den Schienen einer. In stromlosem Zustande hängt der Elektromagnet einige Centimeter oberhalb der Schiene, und sobald die Wirkung von Strom durchfließen wird, wird je nach der Stärke desselben der Magnet an die Schiene angezogen und wirkt infolgedessen bremsend, wenn der Wagen in Bewegung ist. Das besonders Charakteristische dieses Systems ist nun, daß der Strom nicht von der Speiseleitung entnommen wird, sondern daß ihn der Motor des Wagens selbst erzeugt, indem derselbe, sobald der Wagen von selbst läuft (also entweder durch seine lebendige Kraft allein infolge erlangter Geschwindigkeit oder durch Herabrollen auf geneigter Bahn), als Dynamomaschine wirkt. Durch diese Einrichtung wird ein doppelter Zweck erreicht. Erstens wirkt die Bremse unter allen Umständen sicher, auch wenn dem Wagen von außen kein Strom zugeführt wird, also wenn die Kontaktstange außer Verbindung mit der Oberleitung gekommen ist, oder wenn diese aus irgend welchen Gründen überhaupt keinen Strom giebt, ferner wird erreicht, daß der Stromverbrauch gar keine Kosten verursacht, und drittens, daß sich die Bremse selbstthätig löst, sobald die Bewegung des Wagens aufgehört hat. —

Humoristisches.

— Junges Eheglück. „Das war aber doch keine schöne Hochzeitsreise, wenn Dein Mann als Reisender zugleich Stunden besuchte“.

Junge Frau: „Oh, im Gegenteil, es war reizend! Jedesmal, wenn Franz irgendwo herausflog, hab' ich ihn vor der Thüre in meinen Armen aufgefangen“.

— Jbhll. Fremder (zum Bahnwärter): „Wem gehört denn das Viehzeug da am Bahndamm?“

Bahnwärter: „Das ist aus dem Dorf und wartet aufs Zügle, weil es dann von den Reisenden aus den Wagenfenstern heraus gefüttert wird!“

— Durchsicht. Mutter (ihre verheiratete Tochter besuchend): „Wo ist Dein Mann?“

Tochter: „Der ist verreist!“

Mutter: „Der Feigling!“ —

(„Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— Die „Freie Volksbühne“ wird am 3. Februar und den folgenden Sonntagen Johannes Schläfs Drama „Meister Delze“ aufführen. — Am 10. und 24. März veranstaltet der Verein zwei Opernaufführungen: „Vorbier von Sevilla“ im Theater des Westens. — Am 3. März beginnen die Vorstellungen der 7. Serie im Lessing-Theater, für welche „Die Rächerin“ von Brieux in einer Uebersetzung und Bearbeitung von Dr. Verthold einstudiert wird. —

— Ernst von Posart veranstaltet am 17. Februar im Saal Beckstein einen Recitationsabend, an welchem Heimische Dichtungen zum Vortrag kommen werden. —

— „Mädel sei schlau!“, ein einaktiges Lustspiel von Julius Keller, wurde vom Schauspielhaus zur Aufführung angenommen. —

— „Die Asphaltblume“, ein Lustspiel von Hans Brenner, geht am 24. Januar im Hamburger Thalia-Theater zum erstenmal in Scene. —

— Hermann Vahr arbeitet an einem Lustspiel, das den Titel „Das Uebermüdl“ führen wird. —

— Zu der Aufführung des „Judas Makkabäus“ von Händel durch den Sternschen Gesangverein findet am 25. Januar, nachmittags 4 Uhr, eine öffentliche Hauptprobe in der Gedächtniskirche statt. —

— Der Cäcilienverein bringt in seinem am 16. März in der Singakademie stattfindenden Konzert eine Novität: „Polhrana“ von Th. Gouvy. —

— Die Münchener Künstlergenossenschaft wählte an Stelle Lenbachs Professor Peterson zum ersten Vorsitzenden. —

— Ein keltischer Sprachencongreß wird demnächst in Dublin zusammenzutreten. —

— c. 50000 Frank soll unlängst in Paris, eine junge Schauspielerin einem Direktor gegeben haben, damit er ihr eine gute Rolle zuerteile. —